



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Universitätsbibliothek Paderborn

**Susanne**

Roman

**Montépin, Xavier de**

**Wien [u.a.], 1877**

VIII. Susanne.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-44725**

„Thue mir Bescheid, großer Mann!“ sagte er, „ich trinke auf Dein künftiges Glück.“

Ernest konnte diesen Toast nicht abweisen. Er trank. Dann erhob er sein Glas abermals und fügte hinzu:

„Und ich trinke auf Deinen Liebeshandel!“

### VIII.

#### Susanne.

Als Paul diesen Toast hörte, ließ er sein Glas fallen, das eben seine Lippen berühren sollte. Das Glas zerbrach. In demselben Augenblick schlug Paul mit der Hand so heftig auf den Tisch, daß Ernest erschreckt von seinem elastischen Divan aufsprang.

„Nun?“ rief er, „was ist's denn? — welche Mücke sticht Dich?“

Paul gab keine Antwort. Er lehnte sich an die Rückkissen des Divans, warf den Kopf zurück, und schien mit genauer Aufmerksamkeit die gemeinen Zierathen des Gesimses zu prüfen.

Ernest blickte ihn an und fragte sich selber, ob derselbe entweder ganz verrückt oder ganz berauscht sei.

Es war aber weder die eine noch die andere Vermuthung zulässig, denn in diesem Momente war der Gesichtsausdruck des jungen Mannes weder Wahnsinn noch Trunkenheit.

Paul war etwas älter als Ernest, er zählte ungefähr vierundzwanzig Jahre. Sein Wuchs war von mehr als mittlerer Größe, und seine ganze Gestalt war einnehmend mit dem richtigsten Verhältniß aller Theile. Sein Antlitz entsprach dem Ganzen. Seine regelmäßigen, ausdrucksvollen und schönen Gesichtszüge umging ein dichter, sehr dunkler Bart, den er lang wachsen ließ. Dieser Bart hob die Blässe seiner Wangen noch mehr hervor. Seine großen Augen, hell wie die eines Kindes, hatten einen ungewöhnlichen, fast fieberhaften Glanz.

Paul's Vater war erster Arzt in Poitiers, und hatte



nur einen einzigen Sohn. Natürlich wünschte er seinem Sohne nicht bloß sein ansehnliches Vermögen, sondern wo möglich auch sein Talent und seine Kundschaften zu hinterlassen.

Demzufolge schickte er ihn nach Paris in die vortrefflichste medicinische Schule, auf das Beste ausgestattet, und mit einer mehr als hinreichenden Pension bedacht; auch gab er ihm sehr viele Empfehlungsbriefe an alle seine Freunde mit, von denen mehrere in der Arzneikunde den glänzendsten Ruf hatten. Paul hatte einen hellen, thätigen und durchdringenden Verstand, eine biedere Seele, ein rechtliches Herz. Nur eine Schwachheit flebte seinem Charakter an, er hatte einen zu großen Hang zum Enthusiasmus.

Die sichtliche Zerstreuung, in welche der junge Mann versenkt war, während er zur Zimmerdecke emporstarrte, dauerte nur einige Secunden. Nach Verlauf derselben nahm Paul wieder seine gewöhnliche Haltung an und blickte mit Lächeln auf Ernest.

„Ich kam Dir ein bischen verrückt vor, nicht wahr?“ fragte er seinen Freund.

„Wetter! gerade nicht verrückt, aber . . .“

„Aber faselnd,“ vollendete Paul lächelnd.

„Ich finde Dich in der That ziemlich seltsam, und Du erweist mir einen Gefallen, wenn Du mir erklärst, was in Deinem Geiste vorgeht.“

Paul wühlte in einer seiner Westentaschen. Er zog zwei Objecte hervor, die er auf den Tisch legte: das eine war ein ganz kleines, rundes Büchschon von Rosenholz mit einem Deckel, der in Schrauben ging; das andere ein mikroskopisches Fläschchen, mit einem blauen, dicken Papier verschlossen.

„Weißt Du was das ist?“ fragte Paul.

„Meiner Treu, nein.“

„Rathe.“

„Wie soll ich raten?“

Paul schraubte den Deckel des Büschchens auf. Es war mit einem kaum sichtbaren Pulver angefüllt.

„Dieses hier,“ versetzte der junge Arzt, „ist Morphin-“



Acetat, und in diesem," fuhr er, auf das Fläschchen zeigend, fort, "befindet sich preussisches Acid, zwei der schärfsten Gifte, die man in der Chemie kennt."

Ernest machte eine Bewegung des Schreckens.

"Verstecke sogleich diese abscheulichen Stoffe!" rief er, "es ist mir, als wäre dieses Cabinet bereits von giftigen Dünsten erfüllt! Es brennt mich schon wie Feuer in der Magenhöhle, und ich weiß nicht, ob ich mein Mittagmahl verdauen werde."

"Soll ich Dir sagen, welcher schönste Glücksfall mir in diesem Augenblicke zu Theil werden könnte?" fragte Paul, während er langsam das Büchchen wieder zuschraubte.

"Ja."

"Nun denn! das wäre: auf diesen Löffel voll russischen Caviar etwas von diesem Pulverchen zu streuen, oder in dieses Glas Wein einen Tropfen aus diesem Fläschchen zu schütten."

"Ha doch!" fragte Ernest mehr und mehr betäubt, "willst Du Comödie spielen, mein Lieber?"

"Ganz und gar nicht, ich spreche die reinste Wahrheit."

"Hast Du Lust zu sterben?"

"Sehr große Lust, und ich wiederhole Dir's, ich wäre glücklich, wenn ich den Muth hätte, dieser Laune nachzugeben."

"Aber warum denn . . .? die Sache ist ernsthaft, und Du mußt wohl einen sehr wichtigen Beweggrund haben . . .?"

"Warum?" unterbrach ihn Paul; "weil mir das größte Unglück begegnet, das je einen ledigen Mann von Herz und Verstand treffen kann . . . ich bin verliebt in eine Flatterfönnige, ich lege in ihre Hände meine Vernunft, meine Würde, meinen Stolz, und würde sie auch meine Ehre verlangen, so stehe ich auf dem Punkte, sie ihr zu geben."

"Ha!" sagte Ernest lachend, "nichts als das? ich fürchtete, aufrichtig gestanden, daß die Sache viel ernster sei."

"Ernster? o, mein Lieber! ich sehe schon, daß Du mich nicht begreiffst! Du bildest Dir ein, es handle sich um eine jener Leidenschaften, die in vierzehn Tagen kommen, leben und sterben; deren Prolog im Prado oder auf dem Ball Mabille



spielt, und wovon die schnelle Lösung sogleich im ganzen lateinischen Stadtviertel bekannt wird? Ja, wenn es so wäre, dann hättest Du Recht, doch es ist leider nicht so; ich liebe die Creatur, um die es sich handelt, wie ein Narr; ich liebe sie zum Sterben . . . noch mehr! ich liebe sie zum Heiraten, wenn sie es wollte; ich bete sie an und verachte sie zugleich; der Größe meiner Verachtung gleicht nur meine Liebe, und der Größe meiner Liebe nur mein Leiden. Denke Dir also, daß dieses Mädchen in dem Augenblicke, wo ich mit Dir rede, an der Seite eines anderen Mannes sitzt, vielleicht in seinen Armen liegt! Denke Dir, daß ich weiß, was sie gestern that, daß ich weiß, was sie morgen thun wird . . . denke, daß sie aller Welt angehört, nur nicht mir, und daß ich sie trotzdem liebe, ja, ich liebe sie!"

Er stieß diese letztern Worte wie einen Schrei der Verzweiflung so aus, daß Ernest, obwohl man diese Leidenschaft keineswegs für so ernst nehmen konnte, als es Paul machte, nicht umhin konnte, seinen Freund aufrichtig zu bedauern.

Viele Menschen von schwacher, empfindsamer Natur machen ihr Uebel dadurch noch gefährlicher, daß sie selbst dessen Größe und Ernst übertreiben. Paul Lascours versetzte sich durch seinen exaltirten Charakter in eine ähnliche Lage.

"Ich nährte eben den Gedanken," begann er wieder, "ich nährte den Gedanken, dieses Weib bei ihrem Hausthore zu erwarten und mit einem Pistolenschusse den Mann zu tödten, der mit ihr kommen wird. Siehst Du, mein Lieber, es ist nicht unmöglich, daß ich dieses Weibes wegen das Schaffot besteigen werde."

"Kenne ich sie?" fragte Ernest.

"Ob Du sie kennst? o sicher mußt Du sie kennen, denn wer konnte sie nicht! Du kannst sogar ihr Liebhaber gewesen sein, denn wer ist nicht ihr Liebhaber gewesen! — mich ausgenommen, der ich sie liebe."

"Wie heißt sie aber?"

"Susanne."

Als Paul diesen Namen aussprach, erforschte er den



Ausdruck der Physiognomie von Ernest. Er wäre in Verzweiflung gerathen, wenn er bemerkt hätte, daß sein Freund wirklich das besagte Mädchen kenne und mit ihr in traulicher Verbindung stehe. Aber Ernest schüttelte den Kopf. Er hatte nie von Susanne reden hören.

„Seit wann befindest Du Dich in dieser Lage und Stimmung?“ fragte er Paul.

„Seit einem Monat.“

„Und wie hat das angefangen?“

„Ich erlicke da, komm' in meine Wohnung, in jenes Erdgeschloß der Vorstadt Montmartre, von dem ich Dir gesagt habe, ich werde auf Deine Fragen Antwort geben.“

„Warum thust Du es aber nicht sogleich?“

„Weil ich Dir zuvörderst und vor Allem das Portrait Susannens zeigen will.“

„Ihr Portrait?“

„Oh, eine einfache photographische Probe, aber wunderbar ähnlich.“

„Hat sie es Dir gegeben?“

„Nicht doch, ich habe es gekauft.“

„Gekauft? . . . verkauft man denn das?“

„Ah! beim Satan! . . . es ist nichts so publik als das Portrait Susannens, nur Susanne selbst ist noch mehr publik,“ versetzte Paul mit Bitterkeit. — „Der Daguerreotypieur von Montmartre verkauft jeden Abdruck für zehn Francs und das bringt ihm ein hübsches Geld ein. Wer legt nicht gern zehn Francs aus für ein Souvenir? . . . und Susanne ist für alle Männer in Paris ein Souvenir! Komm, gehen wir.“

Die beiden Freunde verließen mit einander das Kaffeehaus Bacheffe und begaben sich in die Vorstadt Montmartre.

Paul war wieder schweigsam geworden. Er stieß von Zeit zu Zeit eine Rauchwolke aus dem Munde, und man errieth aus seinem ganzen Wesen, daß er die Beute eines tiefen Grames sei. Endlich hielt er vor dem Hause an, das an der Passage Berdeau gelegen war. Ueber dem Bogenthore dieses Thores sah man das Wort: Bad.



„Da ist es,“ sagte Paul, „treten wir ein.“

Das Zimmer, welches der junge Mann sein Erdgeschoß nannte, lag im fünften Stockwerke, an der Stiege der ersten Zimmerreihe. Es ging auf die Gasse, und die Einrichtung war nur etwas besser, als die der Studentenzimmer im lateinischen Stadtviertel. Ein farbiges Papier bedeckte die Wände. Auf dem Fußboden lag ein einfacher Teppich mit lebhaften Farben. Die Einrichtung bestand in einem großen, rothen Divan, einem Bette mit weißen Vorhängen von Mousselin, einer Commode, zwei Lehnstühlen und einem ovalen Tische — Alles aus Acajouholz und mit Wolldamast bedeckt. Neben dem Ramin hing eine Wanduhr aus Palissanderholz, auf ersterem standen zwei hohe Leuchter.

Es war zwar, wie man sieht, in diesem Zimmer kein großer Luxus vorhanden, doch war Alles nett und reinlich.

## IX.

### Ein Abend in der Racine-Straße.

Ernest ließ sich auf den Divan nieder.

„Nun sind wir in Deiner Wohnung,“ sagte er, „ich höre.“

„O, es eilt nicht,“ entgegnete Paul; „wir haben die ganze Nacht vor uns. Für's Erste machen wir Punsch.“

„Was! wir kommen eben vom Tische, haben mehr getrunken, als vernünftig ist, und Du willst wieder trinken!“

„Ja, wieder und immerfort! das ist das Einzige in der Welt, was ein wirkliches und ernstliches Vergnügen macht. O, ich begreife recht gut die armen Teufel, die des Hungers sterben und die sich mit ihren wenigen verschimmelten Kreuzern in der Tasche lieber Branntwein anstatt Brot kaufen! Sie sind wahrhaftige Philosophen! Ein Brot würde sie kaum sättigen und sie im Anblick ihres schrecklichen Glends lassen. Das Feuerwasser hingegen, wie ihn die Wilden nennen, läßt sie Alles vergessen und macht sie für einige Stunden wenigstens reich und glücklich.“